

Ephraim
Kishon

**Familien-
katastrophen
und andere
Freuden**

Die süßen
Kleinen



Weltbild

Familienkatastrophen und andere Freuden

Ephraim Kishon hatte es gewusst: Was immer schiefgehen kann, wird auch schiefgehen. Die Katastrophen sind ein fester Bestandteil unseres Lebens. Ob im trauten Familienkreis, bei der Arbeit, bei der nächtlichen Mäusejagd oder während der berühmten Kohlrabi-Diät – ohne die alltäglichen Katastrophen wäre das Leben ja entsetzlich langweilig. Wie man damit am besten umgeht? Mit Humor und Gelassenheit! Denn was wir wirklich brauchen, in guten wie in schlechten Zeiten, ist das Lachen. Und die Fähigkeit, sich selbst und die anderen nicht immer ganz ernst zu nehmen.

Die süßen Kleinen

Warum es den perfekten Babysitter nicht gibt, wie sich Eltern abends auf leisen Sohlen zum Fernseher schleichen müssen, warum Klein-Amir im Supermarkt am Ende in der Einkaufsstüte sitzt, wie man die Nacht verbringen kann, in der man Vater wird, wie die beste Ehefrau von allen die Verteilung der Gene kindgerecht erklärt und warum Eltern keine Schwimmlehrer sein sollten - Ephraim Kishons Satiren rund um seine Kinder sind ein wunderbarer Trost für alle von Schlaflosigkeit und Erziehungswahn geplagten Eltern.

Ephraim Kishon

Familienkatastrophen und andere Freuden Die süßen Kleinen

Satiren

Weltbild

Der Autor

Ephraim Kishon wurde 1924 in Budapest als Hoffmann Ferenc geboren. 1944 wurde er in das Vernichtungslager Sobibor deportiert, konnte fliehen, überlebte getarnt als Nichtjude und absolvierte anschließend die Kunstakademie als diplomierter Bildhauer. 1949 floh er von Ungarn nach Israel und wurde dort zum weltbekannten Satiriker Ephraim Kishon. Er verstarb 2005.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Familienkatastrophen und andere Freuden

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by LangenMüller in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH,
München

Übersetzung: Friedrich Torberg und Ephraim Kishon
Die süßen Kleinen

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by LangenMüller in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH,
München

Übersetzung: Friedrich Torberg und Ephraim Kishon
Covergestaltung:

Titelmotiv:

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-428-8

Ephraim Kishon

Familienkatastrophen und andere Freuden

Satiren

Weltbild

Im Supermarkt

Ich persönlich bin kein Freund von Supermärkten, vor allem deshalb, weil ich mir da drinnen immer vorkomme, als würde ich einen Kinderwagen schieben, eine Tätigkeit, die nicht unbedingt meiner Lebensphilosophie entspricht. Außerdem habe ich bis heute ein Trauma von der frenetischen Kaufhysterie, die in meiner Familie ausbrach, als der erste Supermarkt in unserer Gegend eröffnet wurde.

Gleich am Eingang herrschte lebensgefährliches Gedränge. Wir wurden zusammengepresst wie – tatsächlich, da waren sie auch schon: »Sardinen!«, rief meine Frau in schrillum Entzücken und machte einen sehenswerten Panthersatz direkt an den strategisch aufgestellten Verkaufstisch, rund um den sich bereits zahllose Hausfrauen mit Zähnen und Klauen rauften. Die aufgestapelten Sardinenbüchsen hätten zu einer kleinen Weltreise inspirieren können: Es gab französische, spanische, portugiesische, italienische, jugoslawische, albanische, zyprische und heimische Sardinen, es gab Sardinen in Öl, in Tomatensauce, in Weinsauce und in Joghurt.

Meine Frau entschied sich für norwegische Sardinen und nahm noch zwei Dosen von ungewisser Herkunft dazu. »Hier ist alles so viel billiger«, sagte sie. »Aber wir haben doch kein Geld mitgenommen.«

»In meiner Handtasche war zufällig noch ein bisschen.« Und damit ergriff sie eines dieser handlichen Einkaufsgestelle auf Rädern und legte die elf Sardinenbüchsen hinein. Nur aus Neugier, nur um zu sehen, was das eigentlich sei, legte sie eine Dose mit der Aufschrift »Gold-Syrup« dazu. Plötzlich wurde sie blass.

»Rafi! Um Himmels willen, wo ist Rafi?« Wir fühlten uns ungefähr wie ein Elternpaar, dessen knapp achtzehn Monate altes Kind unter den Hufen einer einhertrampelnden Büffelherde verschwunden ist. »Rafi!«, brüllten wir beide. »Rafael! Liebling!«

»Spielwarenabteilung, zweiter Block links«, half uns ein leidgeprüfter Verkäufer. Im nächsten Augenblick zerriss ein explosionsartiger Knall unser Trommelfell. Der Supermarkt erzitterte bis in die Grundfesten und neigte sich seitwärts. Wir seufzten erleichtert auf. Rafi hatte sich an einer kunstvoll aufgerichteten Pyramide von etwa fünfhundert Obstkonserven zu schaffen gemacht und hatte mit dem untrüglichen Instinkt des Kleinkindes die zentrale Stützkonzerve aus der untersten Reihe herausgezogen.

Um unseren kleinen Liebling für den erlittenen Schreck zu trösten, kauften wir ihm ein paar Süßigkeiten, Honig, Schweizer Schokolade, holländischen Kakao, etwas pulverisierten Kaffee und einen Beutel Pfeifentabak. Während ich die Kleinigkeiten in unserem Einkaufswägelchen verstaute, sah ich dort noch eine Flasche Parfüm, ein Dutzend Notizbücher und zehn Kilo rote Rüben liegen.

»Weib!«, rief ich aus. »Das ist nicht unser Wagen!«

»Nicht? Na wenschon!« Diese Antwort hatte tatsächlich etwas für sich, denn es war kein schlechter Tausch, den wir da machten. Unser neuer Wagen enthielt nämlich bereits eine wohlsortierte Auswahl Käsesorten, Desserts in verschiedenen Farben, Badetücher und einen Besen. »Können wir alles brauchen«, erklärte meine Frau. »Fragt sich nur, womit wir's bezahlen sollen.«

»So ein Zufall.« Ich wunderte mich. »Eben habe ich in meiner Hosentasche die

Pfundnoten entdeckt, die ich neulich so lange gesucht habe.«

Von Gier getrieben, zogen wir weiter, wurden Zeugen eines mitreißenden Handgemenges dreier Damen, deren Einkaufswagen in voller Fahrt kollidiert waren. Inzwischen war Rafi aufs Neue verschwunden. Wo war er nur? Wir fanden ihn beim ehemaligen Eierregal.

»Wem gehört dieser Wechselbalg?«, schnaubte der Obereierverkäufer, gelb vor Wut und Eidotter. »Wer ist für dieses Monstrum verantwortlich?«

Eilig schleppten wir unseren Sohn ab, kauften noch einige Chemikalien für Haushaltszwecke und kehrten zu unsrem Wagen zurück, in den inzwischen irgendjemand eine Auswahl griechischer Weine, eine Kiste Zucker und mehrere Kannen Öl geworfen hatte. Um Rafi bei Laune zu halten, setzten wir ihn auf die Bank und kauften ihm ein japanisches Schaukelpferd, dem wir zwei Paar reizende Hausschuhe für Rafis Eltern unter den Sattel schoben.

»Weiter!«, stöhnte meine Gattin mit glasigen Augen. »Mehr!« Wir angelten uns einen zweiten Wagen, stießen zur Abteilung »Fleisch und Geflügel« vor und ergriffen mehrere Hühner, Enten und Lämmer, verschiedene Wurstwaren, Frankfurter, geräucherte Zunge, geräucherte Gänsebrust, Rauchfleisch, Kalbsleberpastete, Gänseleberpastete, Dorschleberpastete, Karpfen, Krabben, Krebse, Lachs, einen halben Wal und etwas Lebertran. Nach und nach kamen verschiedene Eierkuchen hinzu, Paprika, Zwiebeln, Kapern, eine Fahrkarte nach Capri, Zimt, Vanille, Vaseline, vasomotorische Störungen, Bohnen, Odol, Spargel, Speisesoda, Äpfel, Nüsse, Pfefferkuchen, Feigen, Datteln, Langspielplatten, Wein, Weib, Gesang, Spinat, Hanf, Melonen, ein Carabiniero, Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren, Blaubeeren, Haselnüsse, Kokosnüsse, Erdnüsse, Walnüsse, Mandarinen, Mandolinen, Oliven, Birnen, auch elektrische, ein Aquarium, Brot, Schnittlauch, Leukoplast, ein Flohzirkus, ein Lippenstift, ein Mieder, Ersatzreifen, Stärke, Kalorien, Vitamine, Proteine, ein Satellit und noch ein paar kleinere Gebrauchsgegenstände.

Unseren aus sechs Wagen bestehenden Zug zur Kasse zu führen, war nicht ganz einfach, weil das Kalb, das ich an den letzten Wagen angebunden hatte, immer zu seiner Mutter zurückwollte. Schließlich waren wir so weit, und der Kassierer begann schwitzend die Rechnung zusammenzustellen. Ich nahm an, dass sie ungefähr dem Defizit der staatlichen Handelsbilanz entsprechen würde, aber zu meinem Erstaunen belief sie sich auf nicht viel mehr als 4000 Pfund. Was uns am meisten beeindruckte, war die Geschicklichkeit, mit der unsere Warenbestände in große, braune Papiersäcke verpackt wurden. Nach wenigen Minuten war alles fix und fertig. Nur unser Erstgeborener, Rafi, fehlte.

»Haben Sie nicht irgendwo einen ganz kleinen Buben gesehen?«, fragten wir die Umstehenden. Einer der Packer kratzte sich nachdenklich am Hinterkopf.

»Augenblick. Einen blonden Buben?«

»Ja. Er beißt.«

»Da haben Sie ihn.« Der Packer öffnete einen der großen Papiersäcke. Drinnen saß Rafi und kaute zufrieden an einer Tube Zahnpasta. »Entschuldigen Sie«, sagte der Packer. »Ich dachte, Sie hätten den Kleinen hier gekauft.« Wir bekamen für Rafi zwei Pfund

dreißig heraus und verließen den Supermarkt. Draußen warteten schon die beiden Lastwagen.

Verirrt in Jerusalem

Sehr viele Dinge können in Israel sehr leicht gefunden werden, aber die Straßen sind nicht darunter. Es gibt Straßen, die überhaupt keinen Namen haben, und wenn sie einen haben, dann gibt es keine Tafel, die ihn nennt. Mein Freund Jossele pflegt den Weg zu seinem Haus ungefähr folgendermaßen zu beschreiben:

»Sie gehen vom Mograbi Square in die Richtung zum Strand, bis Sie auf einen Mann in einer Lederjacke stoßen, der sein Motorrad repariert und die Regierung verflucht. Dort biegen Sie links ein und zählen bis zum 22. Olivenbaum. An diesem Punkt wird Ihnen ein fürchterlicher Gestank auffallen. Halten Sie sich rechts und folgen Sie der Steinmauer bis zum Katzenkadaver. Dann biegen Sie wieder rechts ein und gehen bis zur jugoslawischen Bücherei gegenüber dem Kino, wo ich auf Sie warten werde, denn von dort an wird der Weg etwas kompliziert.«

So ungefähr erging es mir bei einem Besuch in Jerusalem, den ich unglücklicherweise zu einem Zeitpunkt durchführte, als die neue Stadtverwaltung gerade beschlossen hatte, die Straßen im Hinblick auf den biblischen Charakter der Stadt umzubenennen.

Ein guter Freund von mir, ein gewisser Elusivi, hatte mich nach Jerusalem eingeladen, und zwar zur Eröffnungsfeier seiner neuen Wohnung. Elusivi lebt bereits seit fünfundfünfzig Jahren im Land. Jetzt, mithilfe eines beträchtlichen Bankkredits, ist ihm endlich die Übersiedlung aus seiner primitiven Holzhütte in eine hübsche Eineinhalb-Zimmer-Wohnung im modernsten Wohnviertel Jerusalems geglückt, das noch aus der Türkenzeit stammt. Elusivi gab mir die genaue Adresse: Geliebtes-Weib-Straße 5 a. Es war das frühere Haus Nr. 113 in der Julius-Finkelstein-Straße, schräg gegenüber dem rituellen Bad auf dem Boulevard-der-gesegneten-Weinfrucht, vormals Weg-allen-Fleisches.

Ich habe meinen Freund Elusivi sehr gern und packte sofort meine Sachen, um seiner Einladung zu folgen. In Jerusalem angekommen, erkundigte ich mich bei einer der Schlangen an der Omnibusstation nach der Geliebtes-Weib-Straße.

»Welche Straße?«, fragte die Schlange zurück. »Geliebtes Weib«, antwortete ich. Die Schlange erklärte unisono, dass sie eine Straße dieses Namens nicht kenne und dass dies auch gar kein Wunder sei, weil in der letzten Zeit fast alle Straßennamen geändert worden wären.

»Das macht nichts«, tröstete ich die Schlange. »Zufällig weiß ich, dass diese Straße früher Julius-Finkelstein-Straße hieß.« An dieser Stelle muss ich bemerken, dass es ein volkstümlicher israelischer Zeitvertreib ist, sich nach Straßen zu erkundigen. Das Spiel enthält die verschiedenartigsten Spannungselemente, die es immer wieder sehr anregend machen. Vor allem kann man nie genau wissen, wer die in Rede stehende Straße eigentlich kennt, der Gefragte oder der Frager.

Nehmen wir einen alltäglichen Fall – ein Mann geht auf Sie zu und fragt: »Wo ist die Goldsteinstraße?«

»Goldsteinstraße? Welche Nummer?«

»67. Dritter Stock.«

»Goldsteinstraße ... Goldsteinstraße ... Sehen Sie die breite Querstraße dort? Ja? Also –

die Goldsteinstraße ist die erste links.« »Nicht die zweite?«

»Warum soll es die zweite sein?«

»Ich dachte, es wäre die zweite.«

»Wenn es die zweite wäre, hätte ich Ihnen gesagt, dass es die zweite ist. Aber es ist die erste.«

»Wieso wissen Sie das?«

»Was meinen Sie – wieso ich das weiß?«

»Ich meine: Wohnen Sie vielleicht in dieser Straße?«

»Ein guter Freund von mir wohnt dort.« »Bobby Großmann?«

»Nein. Ein Ingenieur.«

»Woher wissen Sie, dass Bobby Großmann kein Ingenieur ist?«

»Entschuldigen Sie – ich kenne Herrn Großmann gar nicht.«

»Natürlich kennen Sie ihn nicht. Die erste Straße nach links ist nämlich der Birnbaumboulevard, nicht die Goldsteinstraße.«

»Ja, das stimmt. Da haben Sie allerdings recht. Aber welche ist dann die Goldsteinstraße?«

»Goldsteinstraße ... Goldsteinstraße ...« Der Fremde, der Sie um Auskunft gefragt hat, zermartert sichtlich sein Hirn. »Gehen Sie geradeaus, biegen Sie in die erste Straße rechts ein, und dann ist es die dritte Querstraße links.«

»Danke vielmals«, antworten Sie gerührt. »Verzeihen Sie die Mühe, die ich Ihnen gemacht habe.«

»Nicht der Rede wert«, antwortet freundlich der Mann, der von Ihnen wissen wollte, wo die Goldsteinstraße ist. Sie selbst haben inzwischen grüßend den Hut gelüpfert und sich auf den Weg in die Goldsteinstraße gemacht: geradeaus, dann rechts, dann die dritte Straße links. Ein wenig keuchend ersteigen Sie den dritten Stock des Hauses Nr. 67. Und erst wenn Sie an der Tür läuten, fragen Sie sich verduzt, was Sie hier eigentlich suchen. Nun, so weit war es mit mir noch nicht. Ich wusste immerhin noch, dass die Geliebtes-Weib-Straße früher Julius-Finkelstein-Straße geheißen hatte.

»Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?«, fragte ein Mann, der mit einem Koffer in der Schlange stand. »Die Julius-Finkelstein-Straße kreuzt die Keuchhustenstraße, die aber jetzt einen anderen Namen hat.«

»Welchen Bus nehme ich dorthin?«

»Nummer 37.«

Ich nahm den Bus Nr. 37. Nach etwa halbstündiger Fahrtdauer fragte ich den Fahrer: »Steige ich jetzt aus?«

»Warten Sie, bis ich stehen bleibe!«, brüllte der Fahrer mich an. »Immer diese Eile, immer diese Eile.«

Nachdem ich ausgestiegen war, fiel mir ein, dass ich dem Fahrer gar nicht gesagt hatte, wo ich aussteigen wollte. Das war peinlich, und die Straße war menschenleer. Zum Glück tauchte ein städtischer Müllmann auf und versicherte mir nachdrücklich, dass die Keuchhustenstraße, die seit Neuestem Einsame-Witwen-Straße hieß, gleich über die nächste Ecke links zu erreichen sei, dann zweimal nach rechts, dann noch einmal rechts, und dann wäre es die dritte Straße links.

Ich zog noch bei einigen anderen Passanten Erkundigungen ein und sammelte innerhalb weniger Minuten vierzig bis fünfundvierzig »links«, ungefähr ebenso viele »rechts« und zwanzig »geradeaus«. Angesichts der rasch einsetzenden Dunkelheit war das eine ganz hübsche Leistung.

Nach einigen Irrgängen erreichte ich eine Straße, die dem geometrischen Mittel der Auskünfte entsprach. Das Unglück war, dass ihr Name sich nirgends feststellen ließ. Es gab keine Straßentafeln, und die rasch vorübereilenden Passanten wollten sich nicht festlegen. Auf gut Glück läutete ich an einer ebenerdig gelegenen Wohnungstür und fragte den Mann, der mir öffnete, ob er zufällig den Namen dieser Straße kenne. Der antwortete, dass es irgendein hebräischer Name sei, den er aber nicht verstehe, da er nur Englisch spreche. Seine kleine Tochter hingegen, eine Sabra, wüsste jemanden, der den Namen dieser Straße einmal aufgeschrieben hätte und nur im Augenblick leider nicht zu Hause wäre.

Bekümmert verließ ich das Haus. Gerade sauste ein Wagen der Feuerwehr vorüber, verlangsamte sein Tempo, und der Fahrer brüllte mir die Frage zu, ob er sich hier in der Meines-Bruders-Hüter-Straße befände, der früheren Ignaz-Fuchs-Straße? Ich brüllte ihm ein saftiges »links« zurück. Dann hielt mich ein Briefträger auf und fragte, wie er wohl am besten in die Zwirn-und-Nadelöhr-Straße käme, deren Name vor Kurzem in Samson-schlägt-die-Philister-Straße geändert worden sei, aber auch dieser Name hätte sich als zu lang erwiesen.

Ich gab ihm eine detaillierte Auskunft und fragte meinerseits nach der Geliebtes-Weib-Straße. Der Postbote gratulierte mir überschwänglich.

»Sie haben Glück«, sagte er. »Das weiß ich zufällig wirklich. Es ist die zweite Straße rechts, aber sie heißt jetzt Wunschtraumstraße.«

Meine Freude, als ich die Wunschtraumstraße tatsächlich fand, war unbeschreiblich. Das Haus 5a fand ich allerdings nicht. Überhaupt fand ich keine einzige Hausnummer. Ich fand einen zittrigen Patriarchen, der zwar auch nicht wusste, wo 5a war, mir aber den dankenswerten Hinweis gab, dass die Nummer einfach »5« heißen könnte, weil die Mapai-Partei überall den Buchstaben a hingepinselt hätte.

Es ging auf Mitternacht zu, und ich befand mich noch immer auf der Jagd nach Hausnummern. Endlich entdeckte ich hoch oben an der Mauer einer Mietskaserne eine Tafel, konnte sie aber nicht lesen. Ich hielt den eben wieder vorbeisausenden Löschwagen an, borgte mir eine Leiter und stieg hinauf. Die Tafel trug die Aufschrift »182-351-561 k. g.« und das half mir nur wenig.

Ein mitleidiger Spätheimkehrer informierte mich, dass das letzte Haus in dieser Straße die Nummer 198 trug. »Sie brauchen also nichts andres zu tun, als von hier aus weiterzugehen und bis Nummer 5 zurückzuzählen, und Sie brauchen sich auch gar nicht zu schämen, dass Sie das tun, denn ich tue es manchmal selbst, wenn ich wissen will, in welchem Haus ich wohne.«

Ich folgte seinem Rat, zählte von 198 rückwärts und läutete hoffnungsvoll an der Tür des Hauses, vor dem ich jetzt stand. Eine alte Dame öffnete.

»Nein, hier ist Nummer 202«, sagte sie. Auf meine Frage, ob es sich nicht vielleicht doch um das Haus Nummer 5 handle, erklärte sie mir geduldig, dass dies unmöglich der

Fall sein könne, weil es in dieser ganzen Straße überhaupt keine ungeraden Hausnummern gäbe. Das Stadtplanungsamt hätte versehentlich auf beiden Seiten der Straße nur gerade Nummern angebracht, sodass jetzt alle Nummern doppelt vorkämen, bis auf zwei, die Nummern 32 und 66, die sich am andern Ende der Stadt befänden, in der früheren Julius-Finkelstein und jetzigen Keuchhustenstraße.

»Um Himmels willen«, stöhnte ich. »Das ist ja die Straße, die ich suche. Ich war überzeugt, dass ich hier bereits in der Keuchhustenstraße bin.«

»Nein, nein.« Die alte Dame schüttelte energisch den Kopf. »Diese Straße wird morgen in Dilemmastraße umbenannt. Heute heißt sie noch Dillenkopfstraße.«

»Merkwürdig. Warum haben mir alle Leute gesagt, dass es die Wunschtraumstraße ist?«

»Was hätten sie denn anderes machen sollen? Vielleicht mit Ihnen streiten?«

Und damit verschwand die Hexe. Abermals sauste der Löschwagen vorbei, die Sirenen zu höchster Lautstärke aufgedreht, hielt am Ende der Straße an und richtete seine Wasserstrahlen gegen ein Haus. Aus purer Neugier ging ich näher und wurde von einem der Feuerwehrleute prompt gefragt, ob das die rituelle Badeanstalt in der Meines-Bruders-Hüter-Straße 107 sei, denn dort brenne es. »Nein«, antwortete ich. »Was Sie da löschen, ist das Haus mit der rechtsseitigen Nummer 102 auf der ehemaligen Dilemmastraße.« Die Feuerwehrleute ließen einige derbe Flüche hören, zogen Leitern und Schläuche ein und fuhren davon. Ich schleppte mich weiter durch die Nacht.

Vor meinem geistigen Auge, müde, wie es war, erschien das vorwurfsvolle Gesicht Elusivis. Zorn und Verzweiflung begannen in mir hochzusteigen. Wütend packte ich den Kerl, der jetzt auf mich zukam, an den Schultern und brüllte ihn an:

»Wo ist die Geliebtes-Weib-Straße, du Stinktief? Wo?!«

»Allah akbar«, erwiderte der Legionär. So geriet ich in arabische Gefangenschaft. Die Waffenstillstandskommission leitete sofort die nötigen Schritte ein.

Tagebuch eines Haarspalters

9. Juni. Heute beim Abendessen sah ich im Fernsehen Yul Brynner und musste laut auflachen. Wie kann ein Mann, und noch dazu ein so berühmter Schauspieler, einen Glatzkopf haben? Einen, der von einer polierten Billardkugel kaum zu unterscheiden ist? So etwas müsste sich doch vermeiden lassen. Unter Yul Brynners Einfluss trat ich an den Spiegel, um den Zustand meines Haupthaars zu prüfen. Nach einigen Minuten sorgfältiger Beobachtung schien es mir, als wäre der Haaransatz an den Schläfen ein wenig zurückgewichen. Nun, das kann den durchgeistigten Charakter meines Gesichtsausdrucks nur steigern. In meinem Alter und für einen glücklich verheirateten Brillenträger ist das ganz normal. Und weiter existiert dies »Problem« für mich nicht.

10. Juni. Zufällig fiel mein Blick heute nach der Morgentoilette auf meinen Kamm. Ich zählte 23 einzelne Haare. Aber ich mache mir keine Sorgen. Mein Friseur, den ich zufällig in seinem Laden antraf, bestätigte mir, dass ein täglicher Ausfall von 10 bis 23 Haaren allgemein üblich sei. »Hat nichts zu bedeuten«, sagte er (und er muss es wissen).

»Kahlköpfigkeit ist erblich. Nur Männer, deren Vorfahren Glatzen hatten, sind in Gefahr.« Zu Hause geriet mir zufällig ein Familienbild meines Großvaters und seiner acht Brüder in die Hand. Alle hatten Glatzen. Ich finde, dass mein Friseur sich um sein Geschäft kümmern sollte, statt Fragen der Vererbungstheorie zu diskutieren und dummes Zeug zu schwätzen.

3. September. Es ist doch merkwürdig. Seit ich meinen Haaren so viel Aufmerksamkeit schenke, fallen sie aus. Natürlich merkt das niemand außer mir, der ich ihnen so viel Aufmerksamkeit schenke. Immerhin belief sich in der letzten Woche der tägliche Durchschnitt bereits auf 30. Kein Grund zur Beunruhigung, nein, nur zur Wachsamkeit. Ich schrieb an meine Lieblingszeitung um Auskunft und fand in der Rubrik »Ratgeber für Verliebte« folgende Antwort: »Wachsam, Tel Aviv. Das Haar ist ein zarter, fadenförmiger Auswuchs an bestimmten Körperpartien der Säugetiere. Erfahrungsgemäß kann an bestimmten Körperpartien mancher Säugetiere Haarausfall eintreten. Bei Menschen männlichen Geschlechts ist das ein durchaus normaler Vorgang, der erst dann Beachtung verdient, wenn er auffällige Dimensionen annimmt. Konsultieren Sie einen Arzt.«

Ich konsultierte einen Arzt. Er untersuchte mich auf Herz und Nieren, ferner auf Lunge, Blinddarm und Milz, prüfte meinen Blutdruck, röntgenisierte mich, machte einen Grundumsatz-Test, nahm ein Elektrokardiogramm ab und erklärte mich für vollkommen gesund. In Bezug auf meine Haare erklärte er, dass man da leider gar nichts tun könne. Wenn sie ausfallen, dann fallen sie aus.

11. Februar. Meine neue Frisur passt ausgezeichnet zur verschmitzten Koboldhaftigkeit meiner Gesichtszüge. Das ganze Haar vereinigt sich in einem lustigen kleinen Knäuel und reicht bis zu einer imaginären Verbindungslinie zwischen meinen beiden Ohren, von wo es salopp und ein wenig genialisch nach hinten ausstrahlt, über den haarlosen Rest meiner Kopfhaut.

In einem bemerkenswerten Artikel, der sich auf historische Unterlagen stützt, lese ich, dass eine Menge bedeutender Männer teilweise oder zur Gänze kahl waren: Dschingis Khan, Yul Brynner, Chruschtschow. Es gab sogar einen französischen König namens Karl

der Kahle.

27. Mai. Mein Friseur sagt, dass glatzköpfige Männer zumeist begabter sind als die nicht glatzköpfigen, besonders auf gewissen Gebieten. Das ist eine wissenschaftlich erhärtete Tatsache. Aber ich hätte trotzdem nichts zu befürchten, sagte er. Er empfahl mir, meinen Kopf zu rasieren, damit das natürliche Sonnenlicht besseren Zutritt zu meinen Haarwurzeln fände. Dadurch wird der Haarwuchs angeregt, und das Haar erhält wieder seine jugendliche Frische. Nicht als ob ich etwas dergleichen nötig hätte – ich ließ es ihn nur spaßeshalber versuchen. Als ich nachher in den Spiegel sah, wurde ich beinahe ohnmächtig: Das jugendlich brutale Gesicht eines Gangsters starrte mir entgegen. Ich versteckte mich in einer dunklen Ecke des Ladens. Nach Einbruch der Dunkelheit schlich ich nach Hause. Den sarkastischen Gesichtsausdruck der besten Ehefrau von allen werde ich nie vergessen. Samson, Samson, wie gut verstehe ich dich jetzt!

27. August. Heute habe ich mich zum ersten Mal wieder bei Tageslicht aus dem Haus gewagt. In meiner Klausur las ich zahlreiche Literatur über Chruschtschow und seine großen Leistungen. Chruschtschow hat bereits in früher Jugend sein Haar verloren. Ich kann mir nicht helfen, aber der Kommunismus ist nicht so ohne.

Dass meine Haare mittlerweile zum großen Teil verschwunden sind, rührt wahrscheinlich daher, dass sie drei Monate lang keinem Sonnenlicht ausgesetzt waren. Mein Kopf gleicht einer Mondlandschaft, die nur von einem kleinen Streifen üppiger Vegetation am Äquator unterbrochen wird. Ich war am Rande der Verzweiflung, als ich in der Zeitung das folgende Inserat entdeckte.

Ich war am Rande der Verzweiflung!

Mein Kopf glich einer Mondlandschaft, die nur von einem kleinen Streifen üppiger Vegetation am Äquator unterbrochen wurde. Ich verzweifelte nicht! Ich behandelte mein Haar mit dem amerikanischen Wundermittel Isotropium Superflex und bin jetzt vollkommen geheilt sowie auch glücklicher Vater dreier Kinder. Erhältlich in armselig kleinen Probetuben für Geizhalse zu 1,20 Pfund, in gigantischen Riesentuben für den ökonomisch denkenden Ehemann zu 9,80 Pfund.

Ich kaufte eine gigantische Riesentube, um den Prozess zu beschleunigen.

17. November. Eines muss man diesem Isotropium Superflex lassen: Es hat den Prozess beschleunigt. Die Zahl meiner Haare ist auf 27 gesunken, und ich beginne die Welt mit abgeklärten Augen zu sehen. Kein Zufall, liebe Leute, dass fast alle großen Industriemagnaten, Wirtschaftskapitäne, Wissenschaftler und Forscher glatzköpfig sind, besonders nach Überschreitung einer bestimmten Altersgrenze und wenn sie verheiratet sind. Bei mir bemerkt man das allerdings noch nicht, weil ich mein Haar auf so raffinierte Weise von hinten nach vorn kämme, dass es den zwingenden Eindruck erweckt, als sei es von vorn nach hinten gekämmt. Dieser kleine Trick wird höchstens im Schwimmbad sichtbar, wenn meine Haare nass sind und an den Schultern kleben, was meine Kinder regelmäßig in Lachkrämpfe fallen lässt.

29. Januar. Ein hässlicher Zwischenfall vergällte mir heute die Laune. Ich hatte mich um Kinokarten angestellt, als ein Halbstarker an seine etliche Meter vor mir stehende Freundin die Frage richtete: »Wo ist Pogo?«

Das Mädchen – ein primitives, taktloses Geschöpf – deutete auf mich und sagte: »Er

steht hinter dem Glatzkopf dort.«

Es war das erste Mal, dass ich eine solche Andeutung zu hören bekam. Vorausgesetzt, dass diese Ziege überhaupt mich gemeint hat. Angesichts meiner Frisur möchte ich das eher bezweifeln: Acht Haare laufen wellenförmig von links nach rechts, drei andere – Gusti, Lili und Modche – streben in rechtem Winkel auf sie zu und überschneiden sie schräg. Für den Hinterkopf sorgt Jossi. Nein, je länger ich darüber nachdenke, desto sicherer bin ich, dass dieses dumme kleine Mädelchen einen anderen gemeint haben muss.

Irgendeinen Glatzkopf.

2. März. Ich werde immer abgeklärter und reifer. Mein wachsendes Interesse an religiösen Problemen hat ein neues Lebensgefühl in mir geweckt, und die großartige Strahlkraft der Tradition tut ein Übriges. Ich entdecke den tiefen Sinn unserer Gebote und Gesetze. Zumal den Sabbat beobachte ich aufs Strengste und halte meinen Kopf ständig bedeckt – wie man weiß, ein Zeichen geistiger Überlegenheit (Leviticus VIII, 9). Unter meiner Kopfbedeckung herrscht eiserne Disziplin.

Bei der heutigen Morgenparade fehlte Gusti. Ich führte eine nochmalige Aufrufkontrolle durch und musste feststellen, dass die Gesamtzahl der Erschienenen sich auf 4 belief. Später fand ich Gusti leblos an meinem Hemdkragen. Es war das längste und stärkste von allen Haaren, die ich noch hatte. Unerforschlich sind die Wege des Schicksals. Ich warf Modche in die Bresche und bürstete ihn ein wenig auf, damit er nach mehr aussähe, als er ist. Abigail wird grau.

13. April. Nun ist Jossi ganz allein. Der Friseur erging sich in Lobeshymnen über ihn und schlug mir vor, ihn im Interesse einer kräftigen Wiedergeburt abzurazieren. Ich ließ das nicht zu. Ich möchte kein zweites Mal wie ein Glatzkopf aussehen. Ich spendierte Jossi ein Chlorophyll-Shampoo gegen Schuppenbildung. Als er trocken war, legte ich ihn im Zickzack über meinen Kopf. Er soll Grund und Boden haben, so viel er will.

28. Juli. Das Unvermeidliche ist geschehen. Jossi ist nicht mehr. Er verding sich im Innenleder meines Hutes und wurde mit der Wurzel ausgerissen. Mir fiel das tragische Ende der Isadora Duncan ein. Selbstmord?

29. Juli. Die beste Ehefrau von allen wird sich damit abfinden müssen, dass ich eine gewisse Neigung zur Kahlköpfigkeit habe.